

gesundbleiben

Eine Extraportion Leben





Hinter jeder **Organspende** stehen Menschen – Spender, Empfänger, Angehörige – mit ihren Hoffnungen und Ängsten. Einer von ihnen ist Heinz Suhling. Hier erzählt er seine Geschichte.

Text: Simone Richter
Fotos: Oana Szekely

Heinz Suhling ist ein sportlicher, schlanker Typ. Man möchte seinen Personalausweis sehen, wenn er behauptet, 70 Jahre alt zu sein. „Das glauben mir die Leute nie, ich werde in der Regel auf zehn Jahre jünger geschätzt“, sagt er und freut sich. Erstaunlich daran ist, Suhling wurde vor fünf Jahren eine Spenderleber transplantiert.

Am Vormittag ist er schon 40 Minuten geschwommen. Auf einer Stuhllehne, hoch über den Dächern von Ostfildern bei Esslingen, trocknen die Badesachen, daneben lüftet ein Radlertrikot. „Früher bin ich auch ein bisschen Marathon gelaufen, aber das mache ich heute nicht mehr“, erzählt Suhling auf seiner Dachterrasse sitzend.

Jetzt ist er in anderer Mission unterwegs, nämlich um die Öffentlichkeit über das Thema Organspende aufzuklären: als

Ansprechpartner der Selbsthilfeorganisation „Lebertransplantierte e. V.“ in Stuttgart-Esslingen und für das Aktionsbündnis Organspende Baden-Württemberg. Seine Geschichte erzählt er oft: fremden Menschen, Betroffenen, Angehörigen, Ärzten, den Medien. Es ist eine Geschichte mit Happy End. Ihm standen in den entscheidenden Augenblicken Zufall und Glück bei, das weiß er. Andere, die schwer krank sind und auf ein Spenderorgan warten, haben andere Geschichten.

Das Warten beginnt

Eine Routineuntersuchung ergab 1992 bei Suhling erhöhte Leberwerte. Die Lebererkrankung PBC wurde diagnostiziert: Unbehandelt führt die Autoimmunerkrankung zu einer kompletten Vernarbung (Zirrhose) der Leber. „Mit Medika-

menten konnte ich aber 18 Jahre lang gut leben“, berichtet er. Erst Ende 2009 verschlechterte sich sein Zustand. „Ich war dauernd müde, hatte keine Energie mehr. Ich wollte nicht einmal mehr Fußball schauen“, berichtet er. „Das war sehr ver-dächtig.“

Mit schlechten Blutwerten wird Suhling im Transplantationszentrum Tübingen aufgenommen. Das Ziel der dort angesetzten Untersuchungen: ein Platz auf der Warteliste für eine Spenderleber. „Die Tests gingen über Tage hinweg, sie verliefen alle gut.“ Doch plötzlich verschlechtert sich sein Zustand dras-tisch, er bekommt eine Lungenentzün-dung, die Nieren versagen. „Es war, als ob mein Körper sagen wollte: Wir sind jetzt im Krankenhaus. Ich kann nicht mehr!“

Dann kommt der Abend, den er nicht ver-gessen wird: der 6. Juli 2010. Suhling wird abends schlagartig übel, er erbricht schwallartig Blut. Ein Zufall rettet ihm das Leben. Wegen der Hitze steht seine Zim-mertür offen. Ein Pfleger, der gerade die Nachtschicht antritt, hört die Geräusche. „Dieser Pfleger hat mir das Leben geret-tet“, betont Suhling. Er kommt auf die In-tensivstation und liegt vier Tage im Ko-ma. Weitere Tage auf der Intensivstation folgen, die Blutwerte werden permanent kontrolliert. Auf der Tübinger Transplanta-tionsliste, die entsprechend einem Punk-tesystem nach Dringlichkeit sortiert ist, springt Suhling von Platz 22 auf Platz 1. Nur eine Spenderleber kann ihm helfen.

Angst vor dem Abschied

An diese Zeit kann er sich kaum erinnern, da er über weite Phasen ziemlich verwirrt war. „Meine Frau sagt aber, dass wir auf der Intensivstation die besten Gespräche unseres Lebens geführt haben“, erzählt er schmunzelnd. „Die waren wohl – den Tod unmittelbar vor Augen – sehr intensiv.“ Die erwachsenen Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, reisen aus dem Ausland an. Wird es ein Abschied? „Ich erinnere mich nur noch daran, dass mein jüngster Sohn meine Hand gehalten hat und immer wieder sagte ‚Papa, bleib stark! Du schaffst das!‘. Das waren die gleichen Worte, mit denen ich ihn immer ermutigt habe, als er noch klein war.“

Am 20. Juli 2010, genau um 6 Uhr morgens, beginnt das zweite Leben des Heinz Suhling: „Der Arzt kam ins Zimmer und sagte: ‚Ihre Leber ist in der Luft!‘“ Mit dem Hubschrauber wird das Spenderorgan eiligst aus dem Norden Deutschlands in den Süden geflogen: In der Nacht war eine Frau mittleren Alters in Hamburg tödlich verunglückt. „Mehr er-fährt man als Empfänger eines Organs nicht über den Spender“, sagt Suhling. Für ihn symbolhaft: Er ist selbst gebürtiger Hamburger – seine neue Leber ist es auch. Von seiner Frau verabschiedet er

sich vor der Operation mit den Worten: „Vielleicht sehen wir uns wieder. Vielleicht auch nicht.“ Sie hat danach in der Klinik-kapelle eine Kerze entzündet – obwohl beide nicht gläubig sind.

Extraportion Leben

Acht Stunden Transplantation, zehn Tage Intensivstation, weitere vier Monate auf der Transplantationsstation. Suhling ent-wickelt ein sogenanntes Durchgangssyn-drom. Gemeint sind zum Beispiel Verwir-rungszustände und Stimmungsschwan-kungen, wie sie nach großen Operationen auftreten können. Es folgt die Reha. Alles in allem: eine schwere Zeit. Trotzdem hat Suhling sie gut überstanden. „Ich bin ins-gesamt viel ruhiger und gelassener ge-worden. Das hier ist mein zweites Leben, quasi eine Extraportion Leben. Da sieht man vieles lockerer als früher.“

Zu seinem zweiten Leben gehört es, täglich sieben Tabletten zu nehmen, die



Zahlen & Fakten

In Baden-Württemberg warteten Ende 2014 laut Eurotransplant 1.273 Men-schen auf eine Transplantation: 903 auf eine Niere, 208 auf eine Leber, 110 auf ein Herz, 52 auf eine Lunge, 27 auf eine Bauchspeicheldrüse. In den ersten fünf Monaten des Jahres 2015 gab es in Baden-Württemberg 47 Organspender. Im Vorjahreszeitraum waren es 38. Mit 9 Organspenden pro eine Million Einwohner im Jahr 2014 lag Baden-Württemberg nach Anga-ben der Deutschen Stiftung Organ-transplantation unter dem Bundes-durchschnitt von 10,7 Organspendern.

☞ **Alle Fragen zum Thema Organ-spende beantworten die Sondersei-ten, die dieser Ausgabe beigeheftet sind. Eine Entscheidungshilfe finden Sie auf www.aok-bw.de/organspende**



„Heute sehe ich vieles gelassener als früher.“

Heinz Suhling

sein Immunsystem beeinflussen und eine Abstoßreaktion unterdrücken. Alkohol und Ansteckungsherde für Infektionen, die zu Komplikationen führen könnten, muss er meiden. Halbjährlich fährt er zum Check in die Tübinger Klinik. Um die neue Situation auch psychisch zu verarbeiten, brauchte es Zeit. „Mir ist eigentlich erst Monate nach der Transplantation klar geworden, dass ich dem Tod von der Schippe gesprungen bin.“ Und er fügt nachdenklich hinzu: „Diese Demut hat man, und die bleibt auch immer.“

Nachricht an eine Familie

Über die Deutsche Stiftung Organtransplantation (DSO), die in Deutschland Organspenden koordiniert, schrieb er der Familie der verunglückten Organspenderin. „Ich bin dieser Frau so dankbar, dass sie ihren Organspenderausweis an diesem Tag bei sich hatte.“ Eine Antwort hat er nicht bekommen, doch das kann er ver-

stehen. Für ihn war es dennoch wichtig, den Brief zu schreiben.

Nein, religiös oder spirituell veranlagt sei er nicht, sagt Suhling. Aber einen neuen Sinn hat er doch gefunden: Er unterstützt die DSO und klärt über das Thema Organspende und die Möglichkeiten auf, die der Organspenderausweis bietet. Für Angehörige, die nach dem Tod eines geliebten Menschen mit der Frage konfrontiert werden, ob eine Organ- oder Gewebespende im Sinne des Verstorbenen gewesen wäre, ist es mitunter sehr belastend, diese Entscheidung treffen zu müssen. „Das kann man mit diesem kleinen Zettel im Portemonnaie verhindern“, sagt Suhling. Dann herrsche Klarheit, man sage Ja oder Nein zur Organspende. „An Infoständen führe ich immer gute Gespräche, zum Beispiel während des Evangelischen Kirchentags in Stuttgart. Dann sage ich oft: ‚Informiert euch einfach und fällt dann eure eigene Entscheidung.‘ Nicht mehr. Aber eben auch nicht weniger.“

Aus der Praxis

Dr. Georg Fuchs betreut als Internist und Nephrologe am Dialysezentrum Heilbronn-Neckarsulm unter anderem Patienten, die auf eine Spenderniere warten.



Foto: Martin Herrmann

Wie erleben Betroffene die Wartezeit von durchschnittlich sechs Jahren auf eine Spenderniere?

Wer als Dialysepatient viele Jahre auf ein Spenderorgan warten muss, dessen Lebensqualität ist gravierend eingeschränkt. Ich erlebe es immer wieder, dass sich der Gesundheitszustand vieler Patienten im Laufe der Zeit verschlechtert und dass irgendwann keine Transplantation mehr möglich ist.

Warum ist die Spendenbereitschaft in Baden-Württemberg so gering?

Viele Menschen haben Angst, sich mit dem Tod zu beschäftigen. Vielfach sind sie sich auch über die Kriterien des Hirntodes im Unklaren. Zum Glück wird das bei den Transplantationskandalen verloren gegangene Vertrauen nach und nach wieder zurückgewonnen. So lässt sich seit einigen Monaten auch in Baden-Württemberg ein Anstieg der Organspenden registrieren.

Wie können die Vorbehalte ausgeräumt werden?

Der Verunsicherung in der Bevölkerung kann man nur mit kontinuierlicher Aufklärung und Transparenz entgegenwirken. Wir müssen die Menschen sensibilisieren, wie wichtig es ist, eine Entscheidung zu treffen und einen Spenderausweis auszufüllen.